

Die Krise der evangelischen Kirche : (Schluss)

Autor(en): **Hartwig, Th.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **13 (1930)**

Heft 23

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-407977>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 15. und letzten jeden Monats

Adresse des Sekretariates: Basel, Mülhauserstr. 67, I. Telephon Birsig 85.38	Ueber aller Erkenntnis steht der Mensch. C. F.	Abonnementspreis jährl. Fr. 6.— (Mitglieder Fr. 5.—) Inserate 1-3 mal: $\frac{1}{32}$ 4.50, $\frac{1}{16}$ 8.—, $\frac{1}{8}$ 14.—, $\frac{1}{4}$ 26.—. Darüber und grössere Aufträge weit. Rabatt
---	--	--

Die Krise der evangelischen Kirche.

Von Prof. Th. Hartwig (Wien).

(Schluss.)

Die einzelnen Aufsätze sind, wie im Vorwort der Sammel-schrift bemerkt wird, in der Zeit vom November 1928 bis August 1929 in der «Christlichen Freiheit», dem Organ des Volkskirchen-Verbandes für evangelische Freiheit (Rheinland und Westfalen), erstmalig erschienen. Sie kennzeichnen die «Unsicherheit und Fragwürdigkeit der gegenwärtigen kirchlichen Situation» und stehen, wie ausdrücklich bemerkt wird, in «diametralem Gegensatz zu der vielbeachteten Darstellung, die der realistische Optimismus in der Betrachtung des Gegenwartsproblems der Kirche in Otlo *Dibelius'* bekanntem Buch «Das Jahrhundert der Kirche» gefunden hat.»

Die Krise der Religiosität innerhalb der evangelischen Kirche wird aufgezeigt an Tatsachen, die von den einzelnen Referenten in ihrem jeweiligen Wirkungskreise beobachtet wurden und man muss zugeben, dass diese Beobachtungen an sich scharf und richtig sind, wenn auch die soziologische Deutung der Tatsachen durchaus fehlt. So wird z. B. von der Landbevölkerung berichtet, dass ihre Gottgläubigkeit im Schwinden begriffen ist, was übrigens auch von katholischer Seite zugegeben wird. («Der Untergang religiöser Tradition im katholischen Bauerntum» in der «Hochwacht», Winterthur, vom 26. September 1930.) Auf die tieferen Ursachen dieses Religionschwundes wird nicht eingegangen, sondern nur eine wachsende «politische Aktivität» in der Nachkriegszeit festgestellt. Es wird also nicht gesprochen von der Agrarkrise, von der Modernisierung der Bodenbearbeitung (Dünger, Traktoren, etc.), von dem Eindringen moderner Verkehrsmittel (Auto, Radio etc.), von der dadurch bedingten Auflösung isolierter Sitten und Gebräuche usw.

Das zweite Kapitel handelt von der Grosstadt, deren Vorstellungswelt der «Romantik, welche gerade in der Kirche bis auf diesen Tag ihr Wesen treibt», ganz und gar widerspricht. Die Krise der evangelischen Kirche, soweit sie in der Grosstadt zum Ausdruck kommt, wird am besten durch den geradezu beschämenden Kirchenbesuch illustriert. Derselbe beträgt z. B. für Berlin (180 evangelische und 40 katholische Kirchen, dazu Kapellen, Versammlungsräume etc., im Ganzen 527 an der Zahl bei etwa 4 Millionen Einwohnern) nach den Feststellungen von *Dibelius* nicht mehr als 1 Prozent, so dass auf eine Kirche nur rund 76 Besucher entfallen.

Ein weiteres Kapitel befasst sich mit dem Verhältnis der Gebildeten zur Kirche. Es wird festgestellt, dass die Kirchenpredigten für ein gebildetes Publikum weder sachlich, noch theologisch, noch logisch, noch ästhetisch irgendwie wirkungskräftig sind. Aber es wird auch festgestellt, dass «die politische Haltung der Kirche gegenüber den Fragen von Wirtschaft, Staat und Bildung bei vielen Gebildeten Bedenken erweckt». Insbesondere ist es «das Versagen der Kirche in den

sozialen Fragen», das die Gebildeten, die ohnehin schon aus ihrer Geistigkeit heraus der Kirche gegenüber kritisch eingestellt sind, mit Misstrauen erfüllen muss.

Das folgende Referat behandelt «Kirche und Jugend». Hier wird ganz richtig festgestellt, dass der «Niedergang der Familie» zur Schwächung der religiösen Bindungen beiträgt und es ist interessant, dass der Referent in dieser Hinsicht auch kein Heil von der konfessionellen Schule erwartet. Neue «Gedankenkomplexe» treten für die Jugend in den Vordergrund: «ein körperlich-leiblicher, der am stärksten sich auswirkt in Sport und Spiel, und ein geistig-wirtschaftlicher, gekennzeichnet in erster Linie durch die Technik». Aber es wird auch festgestellt, dass «nicht wenig junge Menschen, um der Stellung willen, die Kirche zum Krieg, zur Wirtschaftsnot, zur Alkoholfrage einnimmt, an ihr irre geworden sind».

Das Thema «Kirche und Frau» wird vom Standpunkt der modernen Frauenbewegung betrachtet und zwar ist es die Vikarin *Ida Gschössl* (Köln), die konstatiert, dass die Kirche «nicht in unserer Zeit steht», sondern sich «um einige Jahrzehnte zurück» befindet. Die Kirche hat es «versäumt, sich auf politischem und sozialem Gebiet in die Gegenwart hineinzustellen» und begreift nicht «die gesamte heutige Lage der Frau», die «etwa gekennzeichnet ist mit den Worten: Industrialisierung der Wirtschaft, Kinderlosigkeit der Ehen, Zerüttung und Auflösung der Familie, Prostitution usw.»

Ueber «Kirche und Lehrerschaft» berichtet Oberstudiendirektor *Hans Schlemmer* (Berlin), der in scharfer Weise dagegen Stellung nimmt, dass die evangelische Kirche Bayerns dem Konkordat zugestimmt hat und dass «die preussische evangelische Kirche sich mit allen Mitteln der Agitation und der Propaganda für den *Keudell*'schen Reichsschulgesetzentwurf eingesetzt hat, den die Lehrerschaft als einen tödlichen Schlag gegen die einheitliche deutsche Schule empfand und empfinden musste». Er erblickt nur einen Ausweg: «Die Kirche muss klipp und klar erklären, dass sie die Gemeinschaftsschule für gleichberechtigt mit der Bekenntnisschule anerkennt, und dass sie auf jede äussere Einwirkung in den Religionsunterricht verzichtet». Nun, mehr haben wir Freidenker auch nicht verlangt.

Der Herausgeber der Sammlung Dr. *Hans Vordemfelde* (Köln) spricht ausführlich über die «Pfarrernot». Er ist sich darüber klar, dass es in der gegenwärtigen Krise der evangelischen Kirche «um Sein oder Nichtsein» geht». Er spricht von der «*Volksfremdheit*» der Kirche, die vor der schwierigen Aufgabe steht, sich dem «Lebensrhythmus unserer hastigen, rasenden Zeit» anzupassen. Es ist bezeichnend, so meint er, dass «von kirchlicher Seite selbst das Urteil gefällt und bestätigt worden ist, nicht der Pfarrer, sondern der Psychoanalytiker sei der eigentliche Seelsorger unserer Zeit». Der Einfluss des Pfarrers auf das gesamte kulturelle Leben der Gegenwart hat gegenüber früheren Zeiten beträchtlich abgenommen. Die «bei-

spielgebende Kraft» ist dahin und «das kinderreiche Pfarrhaus ist infolge der heutigen wirtschaftlichen Lage durchaus nicht mehr so selbstverständlich wie früher. Die Pfarrernot wird dadurch gesteigert, dass «der nüchterne moderne Mensch kein Organ mehr hat für den wuchtigen und feierlichen Klang einer archaisierenden Kultsprache» und dass «trotz des grausigen Kriegserlebnisses, trotz der harten Not, die die Völker seitdem ohne Unterlass erdulden, Tausende auch heute noch eher geneigt sind, den Glauben an die eigene Kraft und Stärke der christlichen Hoffnung vorzuziehen». Wir Freidenker können diesem letzteren Satz nur beistimmen, wobei wir allerdings bemerken müssen, dass es die *in mächtigen Organisationen* zusammengeballte «eigene Kraft» ist, die dem Diesseitsglauben der um Fortschritt und Freiheit ringenden Massen zu Grunde liegt.

In dem folgenden Abschnitt wird «die Geschlechtsnot» der Gegenwart und die Kirche» behandelt. Die grössere sexuelle Freiheit ist nicht nur eine Nachkriegerscheinung, sondern hängt mit sozialen Umlagerungen zusammen, die zur Untergrabung der bisherigen Sexualmoral geführt haben. Die Auswirkung dieser Tatsachen macht sich ja, wie bereits bemerkt wurde, sogar innerhalb der früher so kinderreichen Pfarrfamilien als eine Art Geburtenregelung bemerkbar. Es sind eben wirtschaftliche Fragen, die sich hier auswirken und es kann auf die Dauer nicht ohne Einfluss auf die Sexualmoral bleiben, wenn z. B. in Deutschland nicht weniger als 44 Prozent der heiratsfähigen Männer keine Ehe eingehen und überdies der grosse Ueberschuss der Frauen diesen den Weg zur Ehe versperrt. Ebenso sind es wirtschaftliche Gründe, die trotz Abtreibungsparagraph den Geburtenrückgang verursachen. Der Referent kommt zu dem resignierenden Ergebnis: «Im grossen und ganzen darf man die Behauptung wagen, dass die evangelische Kirche nur noch zu einem kleinen Kreis von Menschen verständlich spricht, während immer grössere Massen sich von ihr abwenden und eigene Wege suchen.»

In den folgenden Kapiteln werden mehr innere Angelegenheiten der Kirche, nämlich die Konfirmationsnot, sowie die Verkündigungs- und Bekenntnisnot der Kirche behandelt. Es sind starre Ausdrücke, die hier fallen. Die Wirkung der Konfirmation auf «die heranwachsenden jungen Menschen» wird als «eine zerstörende» bezeichnet. Ueber das Glaubensbekenntnis wird der Ausspruch «eines jungen Mädchens von 24 Jahren» zitiert: «Es ist geradezu ein Unrecht von Erwachsenen, das Kind damit zu beschweren, seinen Kinderglauben in Sätzen festlegen zu wollen.» Der Referent findet es sogar «verständlich, wenn aus manchen Lagern, darunter auch aus ersten Gemeinschaftskreisen, die heutige kirchliche Konfirmationspraxis als Verführung Minderjähriger zum Meineid ver-

urteilt worden ist». Er bezeichnet es als «utopisch, mit der heutigen Konfirmation der Volkskirche ihren Nachwuchs und Bestand sichern zu wollen».

Ueber die Verkündigungsnot heisst es in dem Buche: «Christliche Religion ist nicht mehr die Aufrüttlerin und Umgestalterin unseres ganzen Lebens, sondern sie ist eine hübsche Dekoration geworden... Das ist die tiefste Verkündigungsnot, die in ihrem Wesen selber liegt, dass der meisten Menschen Ohr für die Grösse der Botschaft verschlossen ist». Und was das Bekenntnis betrifft, so gibt der Referent zu, dass «nie zwei Menschen dasselbe Bekenntnis haben». Daraus folgt, dass «ein kirchliches Bekenntnis eine ungeheuer grosse Gefährdung der Wahrhaftigkeit bedeutet. Das Bekenntnis, das Rückgrat des Christentums zu sein scheint, zerbricht das Rückgrat der persönlichen Wahrhaftigkeit». Aber der Referent ist sich klar: Die Frage nach dem Bekenntnis ist die Frage nach der Kirche. Das Bekenntnis verneinen, heisst die Kirche verneinen.»

Den Abschluss des Buches bildet das Kapitel «Die politische Not der Kirche». Es wird darin das Verhältnis der Kirche zu Volkstum und Krieg, Staatsform und Revolution, Eigentum und Sozialismus gestreift. Politik bedeutet für die Kirche Weltlichkeit und der Referent erblickt die politische Not der Kirche in dem Umstand, dass die Kirche «über sich selbst nicht Bescheid weiss». Mit diesen Worten umschreibt er das, was wir als Krise bezeichnet haben. Die Unsicherheit innerhalb der Kirche gegenüber den modernen Problemen rührt doch eben daher, dass einerseits der Anschein aufrecht erhalten werden soll, als ob die Kirche eine Glaubensgemeinschaft im wahren Sinne des Wortes wäre, andererseits der Hauptstützpunkt der Kirche als Organisation de facto im politischen Leben liegt.

Wenn der Referent meint, dass die Kirche sich an den Menschen selbst wendet, abgesehen «von seinen gesellschaftlichen, politischen, nationalen und anderen Bindungen», so vergisst er, dass es einen solchen Menschen im sozial-luftleeren Raume nicht gibt. Die ideologische Krise, die sich in den gegensätzlichen Meinungen verschiedener Kirchenvertreter subjektiv offenbart, ist nur der Ausdruck für die objektive Krise der Kirche, die sich aus dem Widerspruche ergibt, der darin liegt, dass eine ausgesprochen feudalistische Organisation, wie es die Kirche nun einmal ist, in eine hochkapitalistische Gesellschaftsordnung hineingezwängt wird. Dieser soziologische Widerspruch äussert sich in der Gegensätzlichkeit, die heute zwischen Religion und Kirche, zwischen Christentum und Klerikalismus besteht. Ein Gegensatz, der nicht zu überbrücken ist, wie dies auch sämtliche Referenten, die in dem Buche zu Worte gelangen, dumpf empfinden. Die Krise der Kirche

Feuilleton.

Prof. Dr. Fridtjof Nansen.

Von W. A. Rietmann.

(Schluss folgt.)

Nansen war ein Mann mit den grossen, einfachen Linien, aus einem Guss und ohne die Zweideutigkeit der doppelten Moral, ein Mann, wie ihn die Welt bitter, bitter notwendig hatte und noch notwendig hat.

Und da Nansen eben ein ganzer Mann, ein Mann der Tat war, blieb es nicht bei blossen Theorien. Seine nordischen Berge verliehen ihm neue Kraft, und er stieg herab und setzte seine ganze sieghafte Lebenskraft, seine Energie, seine Zähigkeit, sein reiches Wissen und Können und sein phänomenales Organisationstalent ein, um der furchtbar leidenden Menschheit zu helfen und eine neue wahrhafte Kultur aufzubauen. Und er hat auf diesem Felde Taten vollbracht, die alles Frühere in den Schatten stellten, Taten, die ihn nicht als Wissenschaftler, nicht als unerschrockenen Kämpfer gegen Eis und Kälte, wohl aber als Freidenker und als Mensch hoch über seine Zeit hinaushoben.

Der Krieg war beendet durch einen Frieden, der keiner war, sondern alle Vorbedingungen zu neuen, noch furchtbareren Kriegen in sich enthielt. Chaos und Finsternis beherrschte die Welt. Alle die Phrasen von Weltdemokratie, Abschaffung von Krieg und Militarismus, allgemeiner Abrüstung und dergleichen waren ins Nichts,

ja in ihr Gegenteil, in krassesten Materialismus, Gewalttat, brutale Unterdrückung und erneutes Wettrüsten umgekehrt.

In all der finsternen Nacht war im Westen ein Hoffnungsfünklein aufgegangen, ein kleines zwar, das nur bescheiden leuchtete. Aber das scharfe Auge des nordischen Jägers hatte es erspäht. Völkerbund hiess dieses kleine Fünklein, das sich zunächst schier nicht zu leuchten getraute, denn die Finsternis war gross und mächtig, und die es hüten sollten, waren ängstlich bemüht, dass es nicht zu sehr leuchtete und etwa in ihren Kollektivegoismus hineinleuchtete, den sie «nationales Prestige», «nationale Würde» und dergleichen nannten. Nansen kam, hielt seine starke Hand um das Fünklein und schürte es, auf dass es hell leuchtete der leidenden Menschheit und in die düsteren Winkel voll Gift und Unrat hineinzündete.

Im Völkerbundspakt waren Ziele und Zwecke dieser jungen und ach, noch so kindlich schwächtigen Organisation fein säuberlich und vorsichtig in Paragraphen gefasst. Nansen bemühte sich, dem noch so schwachen seine sieghafte Lebenskraft zu verleihen, sah sich um, wo Hilfe am nötigsten und erfuhr, dass trotz Kriegsende in den unermesslichen Tundren und den 6000 km langen Wäldern der sibirischen Taiga bis hinauf in die furchtbar kalte Polarregion von Kamtschatka und ins Innere von China noch Riesenmengen deutscher und österreichischer Gefangener zerstreut und dem Untergange geweiht waren. Hunderttausende von Müttern, Frauen und Kindern sehnten sich umsonst nach den Verschollenen. Wer will diese in dem ungeheuren, zum Teil noch unbekanntem Gebieten Asiens überhaupt

wird erst verschwinden, wenn die Kirche selbst verschwindet, so wie jeder Mensch von seinen grossen und kleinen Leiden erst dann erlöst ist, wenn er selbst nicht mehr ist.

Diese Erkenntnis kommt übrigens in dem Buche selbst an einer Stelle deutlich zum Ausdruck, und wir haben dieser Selbsterkenntnis nichts hinzuzufügen: «Aber wenn wir nach Behebung der Nöte fragen, so stehen wir — und das hat uns die Artikelserie wieder einmal deutlich gezeigt — vor der erschütternden Tatsache, dass wir keinen Ausweg wissen, vielmehr im Grunde all' den Fragen und Nöten gegenüber völlig hilflos sind.»

Religion, Gott und Moral nach Kant.

Von Robert Seidel, Professor in Zürich.

Kant hat in seinen Schriften alle von der Aufklärung genannten Fragen über Religion, Gott und Moral behandelt, aber von den Himmelsfreuden und Höllenqualen hat er keine Darstellung gegeben.

Warum nicht? Weil er sie nicht mit den Sinnen wahrgenommen hat; weil Himmel und Hölle keine wirklichen, sinnlich wahrnehmbaren Dinge sind, sondern nur übersinnliche, bloss gedachte, bloss vorgestellte Dinge, und weil er selbst 1781 in seinem ersten grossen Hauptwerke, in der «Kritik der reinen Vernunft», lehrte:

Nur die Erfahrung «ist Wahrheit»; nur sie liefert uns Erkenntnisse; eine Wissenschaft des Uebersinnlichen gibt es nicht.

«Gott, Freiheit und Unsterblichkeit» sind nach Kant *) aber solche übersinnliche Dinge — folglich sind sie, nach Kant, keine Wissenschaft und keine Wahrheit.

In seinem zweiten Hauptwerke: «Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik», 1783, sagt er sehr unzweideutig: Alle Erkenntnis von Dingen, aus blossem reinem Verstande oder reiner Vernunft, ist nichts als lauter Schein und nur in der Erfahrung ist Wahrheit.»

Nach diesem ersten Kant von 1781 und 1783 können also Gott, Unsterblichkeit und Freiheit (Willensfreiheit) nicht bewiesen werden und sind keine Wahrheit.

Nach dem Kant von 1788 aber, nach dem Verfasser des grossen Werkes: «Kritik der praktischen Vernunft», ist die Sache anders, denn dieser zweite Kant lehrt:

*) Kant: Verkündigung des ewigen Friedens in der Philosophie, 1796.

Es gibt einen Gott, eine Unsterblichkeit und eine Freiheit. Der einzige Beweisgrund dafür ist das sittliche Bewusstsein des Menschen. Das sittliche Bewusstsein in uns sagt: Du sollst, folglich müssen wir die Freiheit haben, anders zu wollen; das sittliche Gesetz in uns stellt ein Ideal der Vollkommenheit auf, das hier auf Erden nicht zu erreichen ist, folglich muss es eine Unsterblichkeit im Jenseits geben; das sittliche Gesetz in uns macht uns des höchsten Glückes würdig, folglich muss es einen Gott der Gerechtigkeit und des Ausgleichs im Jenseits geben.

Wir bemerken mit Verwunderung, dass der zweite Kant von 1788 dem ersten von 1781/83 widerspricht, wir bemerken aber auch, dass er Gott, Willensfreiheit und Unsterblichkeit nur postuliert, nur setzt oder annimmt, weil er sich das Gewissen, das Sittengesetz im Menschen, nicht anders erklären kann, als mit diesen Annahmen.

Welcher Kant hat recht? Der erste Kant hat recht, der zweite irrt.

Das sittliche Bewusstsein des Menschen stammt nicht von Gott, sondern vom Gemeinschaftsleben der Menschen, der Gesellschaft. Die gute Gesellschaft, die Gesellschaft der Urfreiheit und Urigleichheit — das ist die Mutter der Sittlichkeit; und die schlechte Gesellschaft, die Gesellschaft der Kasten, Stände und Klassen, der Herrscher und Beherrschten, der Freien und Sklaven, der Ungleichheit und Unfreiheit — diese schlechte Gesellschaft ist die Mutter der Unsittlichkeit, der Sünde und Schande.

Kant selbst hat übrigens die Sittlichkeit ausdrücklich auch nicht mit Gott und Religion begründet, sondern mit dem Wesen, mit der Vernunft und mit der Gesellschaft des Menschen.

In seiner grossen aufklärerischen Schrift

«Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft»,

geschrieben 1793, sagt er:

«Sofern die Moral begründet ist aus dem Begriff des Menschen, als eines freien, sich selbst durch seine Vernunft an unbedingte Gesetze bindenden Wesens, bedarf der Mensch weder der Idee eines anderen Wesens über ihm, um seine Pflicht zu erkennen, noch einer anderen Triebfeder, als des Gesetzes selbst, um sie zu beobachten.»

Das ist unzweifelhaft klar und spricht bestimmt folgende Ueberzeugung Kants aus:

Der Mensch bedarf als ein freies, vernünftiges Wesen keines Gottes, um sitilich gut zu sein.

Hören wir weiter! Er schreibt:

zusammenfinden, geschweige denn heim transportieren? Es schien dies schon praktisch ein Ding der Unmöglichkeit.

Kein Paragraph des Völkerbundsaktes verpflichtete diese Organisation zum Eingreifen. Aber Nansen sprach, appellierte an die Völkerbundsideale, setzte seinen eisernen Willen durch und wurde mit der Vollziehung dieser Sisyphusarbeit beauftragt. Und was unmöglich schien, brachte er in überraschend kurzer Zeit fertig. Als hervorragender Kenner Nordasiens machte er sich selbst auf den Weg und sandte nach sorgsam durchdachtem Plane weitere Expeditionen in alle Teile des gewaltigen Kontinents. Auf diese Weise, allerdings nach unsäglichen Mühen und auch Strapazen gelang es ihm, in relativ kurzer Zeit nicht weniger als 427,000 deutsche und österreichische Kriegsgefangene zurückzuführen und ihren Angehörigen wiederzugeben.

Krieg, Bürgerkrieg, Missernte und bolschewistische Experimentiererei hatten im Verein in Russland eine ganz grauenhafte Hungersnot nebst furchtbaren Seuchen hervorgebracht. Was Nansen da leistete, gehört entschieden zu den grössten Ruhmestaten der Weltgeschichte. Er offenbarte eine Seelengrösse, gepaart mit phänomenaler Tatkraft, Zähigkeit und Genialität, die einzig dasteht. Dabei hatte er ringsum mit unglaublichen Widerständen zu kämpfen.

Sovietrussland stand 1919 noch im Kampfe gegen Koltshak, Denikin, Judenitsch und Peltjura. Nansen hatte brieflich seine Vorschläge zur Hilfeleistung an das dem Hunger- und Seuchentode geweihte Volk durch Vermittlung einer neutralen Kommission, die Sammlung und Transport besorgen und die Verteilung von Lebens-

mitteln und Arzneimitteln in Russland überwachen sollte, an Präsident Wilson und den obersten Rat des Völkerbundes gerichtet. Der damalige Nahrungsmitteladministrator Hoover, sowie der oberste Rat antworteten ihm, indem sie grundsätzlich zustimmten. Diese Antwort war unterzeichnet von V. E. Orlando, D. Lloyd George, Woodrow Wilson und G. Clémenceau. Nun sollte Lenin begrüsst werden. Aber sämtliche Funkstationen und deren vorgesetzte Regierungen weigerten sich, eine Nachricht nach Russland zu spedieren. Es ist bezeichnend, dass, während Hunderttausende von Männern, Frauen und Kindern sich in Todesqualen wanden, die russischen Emigranten, diese «allein wahren und rechtgläubigen Russen», die «vaterländisch», «patriotisch» und «staatsertreu» orientierten Elemente alles in Bewegung setzten, um eine solche Hilfsaktion für ihr Volk mit allen Mitteln zu verhindern. Unter der Begründung, eine solche Stärke die Sovietmacht gegen die sie bekämpfenden «Weissen», sandten sie einen offenen Protest an die alliierten Regierungen, unterzeichnet von Fürst Lwow, S. Sassanow, N. Tschaikowskij, W. Maklakow.

Alle Bemühungen, das Telegramm nach Russland zu spedieren, scheiterten, und so verstrich kostbare Zeit, die Hekatomben von Menschenopfern erforderte. Die norwegische Radiostation war leider noch nicht so weit, um dies technisch zu besorgen. Nansen liess sich nach seiner gewohnten Art durch keine dieser Hindernisse von seinem edlen Werk abbringen. Endlich, am 4. Mai gelang es ihm, das vom 17. April datierte Telegramm bei der deutschen Station Nauen aufzugeben, nachdem es einem norwegischen Kurier nicht